

## INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

### Herr Kalter, in welchem Milieu sind Sie aufgewachsen?

Ich würde es als aufstrebendes Kleinbürgertum beschreiben. Mein Vater war der Erste in der Familie, der es zum Beamten brachte. Er war Jahrgang 1897 und als Freiwilliger im Ersten Weltkrieg. Während der Weltwirtschaftskrise musste er dann sein Studium abbrechen. Ich selbst bin ein Nachkömmling, wurde 1943 geboren und habe meinen Vater erst kennen gelernt, als er mit fünfzig Jahren aus der Kriegsgefangenschaft des Zweiten Weltkrieges kam – da war er ein müder, alter Mann. Er machte noch eine juristische Kurzausbildung und arbeitete schließlich beim Vormundschaftsgericht. Doch ist er dort eigentlich nicht so richtig angekommen.

Aufgewachsen bin ich in der Kurpfalz. Kurz vor meiner Geburt war die Familie zum dritten Mal ausgebombt und schließlich nach Fürth in der Oberpfalz evakuiert worden. Danach verschlug es uns nach Badisch-Sibirien. Erst 1949 konnten wir wieder an unseren ursprünglichen Wohnort zurückkehren, nach Mannheim. Dort lebte ich bis zum Studium, wobei ich erst über Umwege zum Studium kam. In der Schule war ich ein miserabler Schüler; mich interessierte alles, nur nicht der Unterricht. Daher entließ man mich nach

der Wiederholung der Quarta – mit einem halbwegs passablen Zeugnis, für das ich im Gegenzug versprach, im Leben nie mehr etwas Theoretisches zu tun. Das war jedoch eines der wenigen Versprechen in meinem Leben, an das ich mich nicht gehalten habe. Als misstratener Sohn aus einer gutkatholischen Familie kam ich nun natürlich in ein Kloster, und zwar ins Missionshaus der Palottiner nach Limburg, das war 1958. Dort machte ich eine Gärtnerlehre, die ich als Bester des Landes Hessen abschloss. Danach verließ ich das Kloster, denn ich hatte noch rechtzeitig entdeckt, was mir bis dato verborgen geblieben war: Es gibt unterschiedliche Sorten von Menschen, und das ist in der Tat spannend.

### Was geschah nach dieser Ausbildung?

Zunächst arbeitete ich für eine Weile in einer Gärtnerei. Als dort der Chef und Gärtnermeister starb, konnte ich - aufgrund einer Ausnahmegenehmigung der Handwerkskammer - mit gerade mal 19 Jahren die Betriebsleitung übernehmen. Nachdem ich diese Tätigkeit zwei Jahre ausgeübt hatte, meldete ich mich an der Staatlichen Lehr- und Versuchsanstalt für Gartenbau in Heidelberg an, um einen einjährigen Meisterlehrgang zu absolvieren. Damit begann komischerweise auch mein Kontakt zur Ethnologie, denn es gab dort einen Lehrer, der Agrarsoziologe war – was er erzählte, kam mir ziemlich krude vor. Nachdem ich die Meisterschule mit »sehr gut« abgeschlossen hatte, wurde mir damit auch die Fachhochschulreife zuerkannt. Eigentlich wollte ich anschließend das Abendabitur machen, wurde jedoch erst einmal zum Grundwehrdienst und sechs Wochen später zum Wehersatzdienst eingezogen, der damals noch 24 Monate dauerte. Danach war ich zu alt fürs Abendgymnasium, also suchte ich nach anderen Wegen und sagte mir: »Jetzt schaust du dir wenigstens mal an, was die Uni so zu bieten hat.«

1965/66 ging ich in Heidelberg erst einmal zu einem anderen Agrarsoziologen, sein Name war Schiller. Ich merkte aber schnell, dass es völliger Unsinn ist, sich mit Agrarsoziologie zu befassen, wenn man keine Ahnung von Soziologie hat. Wie Sie wissen, gab es damals in Heidelberg die einmalige Konstellation eines gemeinsamen Lehrstuhls für Soziologie und Ethnologie. Dort schaute ich mich um und lernte dabei auch die Ethnologen kennen. Ich sprach beispielsweise mit Herrn Böhning, dem späteren Leiter des Völkerkundemuseums der Josephine und Eduard von Portheim-Stiftung Heidelberg. Er brachte mich auf die Idee, die so genannte Sonderprüfung für Begabte abzulegen, die ich dann 1969 auch bestand. Dadurch war ich in der Lage, zu studieren, was immer ich wollte. Ich entschied mich für Ethnologie und Soziologie im Hauptfach, später nahm ich die Vergleichenden Religionswissenschaften im Nebenfach dazu.



### **Was genau kam Ihnen an den Ausführungen des eingangs erwähnten Agrarsoziologen seltsam vor?**

Er arbeitete mit Erklärungsmodellen, die wirklich so weit von jeglicher praktischen Erfahrung entfernt waren, dass ich dachte: »Das kann so nicht funktionieren.« Ich merkte damals auch, dass es die Soziologie allein nicht sein kann. Während des Studiums belegte ich das Fach zwar noch bis zum Rigorosum, anschließend befasste ich mich aber so gut wie gar nicht mehr mit soziologischen Fragestellungen – im Gegensatz zu vielen meiner Studienfreunde. Damals gab es ja so eine Clique, von der Sie sicher einige Namen kennen: Fritz Kramer war dabei, Ulla Schild und Berthold Riese, Georg Elwert und Tilman Schiel. Letzterer ist später in die Entwicklungssoziologie gegangen. Aus diesem Kreis bin ich als Einziger am Museum gelandet. Das hat damit zu tun, dass ich schon während meiner Zeit als Gasthörer auch am Völkerkundemuseum in Heidelberg arbeitete, gemeinsam mit Ferdinand Herrmann, den ich für einen der unterschätztesten deutschen Museumsethnologen der Nachkriegszeit halte. Er hat damals das Interesse an der Museumsarbeit in mir geweckt, woraufhin ich Ethnologie studierte – und zwar mit der Zielvorstellung, später in einem Völkerkundemuseum zu arbeiten.

### **Sie volontierten also schon früh bei Herrmann und Böhning am Heidelberger Völkerkundemuseum?**

Es gab dort keine Volontärsstelle, aber ich machte dort Praktika und nahm zudem an den museumspraktischen Übungen teil, die Herrmann mit viel Liebe und Ausdauer jeden Montagabend anbot. Wichtig war dabei auch - so etwas war in der Ethnologie damals noch möglich -, dass man anschließend gemeinsam in die »Altdeutsche Weinstube« gegenüber ging. Dort hielten wir dann unsere „Nachtseminare“ ab, durch die ich manchmal mehr erfuhr als während der eigentlichen Übung. Man konnte über alles diskutieren und es waren sehr unterschiedliche Charaktere - wie etwa Hans Peter Duerr oder Ulla Schild - anwesend, die alle auch ganz verschiedene Interessen oder gegensätzliches Wissen hatten. Von daher war es sehr bunt.

### **Hatten Sie als Gasthörer in Heidelberg auch Veranstaltungen von W. E. Mühlmann und L. Löffler besucht?**

Ja, bei ihnen habe ich gehört; ebenso bei E.W. Müller, bevor er nach Mainz ging. Und obwohl es damals sozusagen verpönt war, habe ich auch bei Ulla Johansen gehört, die ich sehr schätze. Sie hatte ebenfalls eine Neigung zum Museum und verstärkte damit sicherlich meine eigene Tendenz. Bei ihr besuchte ich beispielsweise ein Seminar zu Schamanismus, von dem ich in Bezug auf bestimmte Aspekte bis heute zehre. Insgesamt waren wir etwa zwanzig Studenten, die damals gemeinsam am Institut waren. Promoviert habe ich im November 1973 grundständig, also ohne zuvor einen Magister machen zu müssen. An die heutigen Verhältnisse am Institut, etwa mit dem Bachelorsystem und ähnlichem Unfug, mag ich gar nicht mehr denken.

Meine Abschlussarbeit hat damals Lorenz Löffler angenommen, kurz bevor er nach Zürich ging. Schon zu diesem Zeitpunkt zeichnete sich ab, dass es in der Ethnologie schwierig werden würde, gute Stellen zu finden. Mit Stiftungen in Richtung Entwicklungspolitik hatte man noch nicht so viel am Hut, von daher blieb meist die Wahl zwischen den beiden Optionen Hochschule oder Museum – und ich persönlich stellte es mir nicht als besonders reizvoll vor, die nächste Generation arbeitsloser Ethnologen auszubilden. Allerdings muss ich sagen, dass ich mich über jene Aussagen im Interview mit Herrn Kussmaul<sup>1</sup> wundern muss, die sich auf die Zusammenarbeit der Museen mit den Instituten und dem Wissenschaftsbetrieb beziehen. Anfangs hat er mich ja beinahe gezwungen, als Lehrbeauftragter an das Seminar für Völkerkunde in Tübingen zu gehen.

### **Wohin genau?**

Wie gesagt, nach Tübingen. Ich habe am Institut noch mit Thomas S. Barthel und W. Laubscher zusammengearbeitet, mit der nachfolgenden Frau Stellrecht kam ich allerdings nicht so wirklich zurecht, denn ihre Fragestellungen waren völlig andere als meine. Ab 1985 war ich Lehrbeauftragter am Orientalischen Seminar in Tübingen, wo ich zwischen 1993 und 2005 auch als Honorarprofessor tätig war – und zwar mit der Ausrichtung auf die materielle Kultur der islamischen Welt. Das gefiel auch Kussmaul. Diese Stelle an der Universität hat meine Tätigkeit am Museum auch in keiner Weise beeinflusst oder beeinträchtigt.

### **Gehen wir einen Schritt zurück. Wie würden Sie Ferdinand Herrmann beschreiben?**

Er war sehr still und zurückhaltend, hatte es aber faustdick hinter den Ohren. Mir gegenüber ist später gelegentlich der Verdacht geäußert worden, er sei so vorsichtig, weil er im Dritten Reich doch etwas zu sehr mit den braunen Umtrieben verhandelt gewesen war, obwohl er ja zunächst an der Portheim-Stiftung - einer jüdischen Stiftung - tätig war. Aber zu

---

<sup>1</sup> [http://www.germananthropology.com/cms/media/uploads/4e317d6eb0e00/interview\\_4e577201a3b45.pdf](http://www.germananthropology.com/cms/media/uploads/4e317d6eb0e00/interview_4e577201a3b45.pdf)

diesen Äußerungen kann ich aus meiner eigenen Erfahrung nichts beitragen. Fachlich war er ein unglaublich koordinierter und konzentriert arbeitender Mensch. Er war sehr fleißig, und die Bandbreite dessen, was er abdeckte, fand ich erstaunlich. Er hat den Band zu Australien in der Taschenbuchreihe des bibliographischen Instituts Mannheim verfasst<sup>2</sup>. Daneben war er Herausgeber der Reihe »Symbolik in den Religionen«, aus seiner Feder stammt der Band zu den Naturvölkern.<sup>3</sup> Außerdem hat er relativ viele Artikel zu Afrika publiziert. Herrmann war stets ein ausgesprochen bemühter und vielseitig interessierter Lehrer. Man konnte ihn alles fragen, er nahm sich immer die Zeit dafür. Wenn er bei einer Antwort einmal unsicher war oder es nicht genau wusste, versuchte er, die entsprechenden Sachen herauszufinden – man konnte davon ausgehen, dass die Unklarheiten eine Woche später ausgeräumt waren. Wie auch Fritz Kramer in seinem Interview vom 29.10.2007 betonte,<sup>4</sup> brachte Herrmann in seinen Übungen die interessantesten Köpfe der Heidelberger Ethnologie zusammen.

### **Welches Konzept verfolgte er am Heidelberger Völkerkundemuseum?**

Im Grunde war er ein verhindertes Kunsthistoriker, der nebenher ein Steckenpferd hatte, das mich auch sehr lange beeinflusste: Die Frage nach dem Umgang mit Amuletten. Da hatte er wiederum einen vergleichenden religionswissenschaftlichen Ansatz.

Herrmanns Nachfolger W. Böhning hat dieses Museum leider total verkommen lassen, das kann man nicht anders sagen. Ich habe ihm vertraut und von Stuttgart aus sogar versucht zu helfen, doch ich weiß inzwischen, dass er sehr unachtsam mit den Sammlungen umgegangen ist.

### **Gab es denn eine Zusammenarbeit zwischen Herrmann und Mühlmann, beispielsweise bei der Ausbildung der Studenten?**

Mühlmann empfahl seinen Studenten, zu Herrmann zu gehen. Herrmann sprach von Mühlmann mit Respekt. An Mühlmann bin ich aber nie nah genug herangekommen, um seine Meinung über Herrmann beurteilen zu können. Ich kenne Mühlmann lediglich aus den Vorlesungen in der Zeit, als er noch aktiv gelehrt hat. Ich war damals aber noch nicht so weit, um seine Seminare besuchen zu können. Was ich jedoch weiß: Mühlmann hielt große Stücke auf E.W. Müller, der es wiederum begrüßte, wenn man sich für Materielle Kultur interessierte. Da verwies auch Müller auch immer auf Herrmann, bei dem man etwas lernen könne.

### **Was genau faszinierte Sie an der Materiellen Kultur?**

Während meines Studiums befasste ich mich zunächst relativ intensiv mit Afrika, genauer gesagt mit dem Bundesland, den Maskenkulturen, mit Magie und Kraftvorstellungen. So las ich zum Beispiel viel über die Yoruba in Nigeria und das Kreuzflussgebiet. Auf mein Dissertationsthema stieß ich eigentlich erst gegen Ende des Studiums – wie Sie sicher wissen, gingen damals nur wenige Personen zu so einem frühen Zeitpunkt auf Feldforschung. Doch es begann so langsam die Zeit, in der man als Student höheren Semesters auch mal den Mund aufmachte und sich äußerte, wenn einer der altherwürdigen Professoren sprach. Daraufhin kam aber oft die Nachfrage, ob man denn überhaupt schon mal in Afrika gewesen sei. Das war dann so ein bisschen ein Totschlagargument.

Anfang der siebziger Jahre veranstaltete die inzwischen längst insolvente Charterflugfirma namens »Atlantis« ein Flugkapitänstreffen in Heidelberg. Man hatte die Idee, Tickets für Flüge nach Afrika werbewirksam zu verschenken. Man rief daraufhin in der Portheim-Stiftung an und Böhning meinte, das könne er sich generell schon vorstellen. Er berichtete mir von dem Angebot, woraufhin ich mich bei der Firma meldete und nachfragte, wohin die Flüge gingen. Als Ziel war lediglich Kenia möglich, also flogen Böhning und ich für zwei Wochen nach Nairobi, kostenlos. Wir kamen nachts an, fuhren am Morgen mit dem ersten Bus stadtauswärts, in die Kleinstadt Ngong. Dort gab es einen Massai-Markt. Ich hatte vorher natürlich Merkers Standardwerk zu den Massai<sup>5</sup> gelesen, doch es war auffällig, dass die Leute vor Ort anders aussahen und sich anders verhielten, als es beschrieben wurde. Damit war das Thema meiner Doktorarbeit geboren: *Die Materielle Kultur der Massai und ihr Wandel*.<sup>6</sup> Sie erschien schließlich in der Reihe des Bremer Überseemuseums und einer meiner Gutachter bescheinigte mir, sollten sich die Massai für ihre Geschichte interessieren, dann täten sie gut daran, sich mit der Publikation von Kalter zu beschäftigen. So etwas hört man natürlich gerne.

---

<sup>2</sup> Herrmann, Ferdinand, *Völkerkunde Australiens*, 1967.

<sup>3</sup> Herrmann, Ferdinand, *Symbolik in den Religionen der Naturvölker*, 1961.

<sup>4</sup> [http://www.germananthropology.com/cms/media/uploads/4e1eb25a43fe1/interview\\_4e38297ba66e9.pdf](http://www.germananthropology.com/cms/media/uploads/4e1eb25a43fe1/interview_4e38297ba66e9.pdf)

<sup>5</sup> Merker, Moritz, *Die Masai. Ethnographische Monographie eines ostafrikanischen Semitenvolkes*, 1904.

<sup>6</sup> Kalter, Johannes, *Die Materielle Kultur der Massai und ihr Wandel*, 1978.

### **Wurde diese Arbeit von Lorenz Löffler betreut?**

Ja – das heißt, Löffler hat mich die Arbeit schreiben lassen und während dieses Prozesses trafen wir uns zweimal. Beim ersten Mal hatte ich ungefähr die Hälfte fertig und gab sie ihm zum Lesen, anschließend haben wir alles durchdiskutiert. Dann gab ich die gesamte Arbeit ab und er brachte ein paar Änderungswünsche an. Ich ging auch ins Rigorosum und kam mit einem »magna cum laude« wieder heraus, weil Löffler und Jettmar sich nicht einigen konnten. Jettmar hatte dann auch noch ein paar Änderungswünsche, die ich ebenfalls einarbeitete. Schließlich fuhr ich zu Löffler nach Zürich, legte ihm die Arbeit vor und bat um die Genehmigung, die Arbeit in Druck geben zu dürfen. Das war im Herbst 1974.

### **Wie haben Sie sich während der Studienzzeit finanziert?**

Mein Vater hätte zwar das Geld gehabt, um mich zu unterstützen, doch er wollte etwas Anständiges aus mir machen, d. h. einen Volljuristen und Reserveoffizier. Nachdem er gemerkt hatte, dass ich als Tunichtgut und Wehrdienstverweigerer so etwas Sinnloses wie Ethnologie studieren werde, gab er mir natürlich keinen Pfennig. Also verdiente ich mir meinen Unterhalt durch Früh- und Nachtdienste in der Orthopädischen Universitätsklinik, wo ich vorher auch meinen Zivildienst abgeleistet hatte. Im letzten Studienjahr hat mir zudem meine damalige Frau ein bisschen geholfen. Generell war es ja möglich, auch zu arbeiten, denn das Studium war noch nicht so verschult, und die wichtigen Veranstaltungen fanden meist nachmittags oder am frühen Abend statt. Heute ginge so etwas natürlich nicht mehr.

### **Mit welchem der von Ihnen erwähnten Kommilitonen konnten Sie damals denn inhaltlich am meisten anfangen?**

Fritz Kramer war von den Themen her eigentlich am weitesten entfernt von mir. Mit Schiel bin ich bis heute in losem Kontakt; Duerr begab sich irgendwann in Regionen, die nicht die meinen sind. Mit Ulla Schild konnte ich aufgrund unseres gemeinsamen Afrika-Interesses sehr viel anfangen; mit Elwert war es am Anfang ein bisschen ungleich gewichtet. Er war sehr interessiert, als er noch keine Stelle hatte.

Ich hatte damals ja das Glück, dass mich Kussmaul, damals Leiter des Linden-Museums in Stuttgart, an sein Haus holen wollte, als Leiter der Afrika-Abteilung. Ich war dann jedoch noch einmal in Kenia, da ich ein paar Dinge nachrecherchieren musste. Als ich zurückkehrte, traf ich in Heidelberg einen Kommilitonen, der mir erzählte, dass Kussmaul die Stelle bereits vergeben hätte, an Hans-Joachim Koloss.<sup>7</sup> Das war sicher eine gute Wahl. Ich rief Kussmaul an und gratulierte ihm zu seinem neuen Mitarbeiter. Er sagte, dass ihm die kurzfristige Änderung leid täte, doch er hätte die Stelle rasch besetzen müssen, da sie ansonsten vom Finanzministerium gestrichen worden sei. Er teilte mir auch mit, dass er eine weitere Stelle einzurichten beabsichtige, für den Orient. Er fragte mich, ob ich mir das auch zutrauen würde. Ich holte kurz Luft – damals hatte ich nur eine vage Vorstellung von dieser Region. Dann antwortete ich: »Herr Kussmaul, wenn Sie mir das zutrauen, dann traue ich mir das auch zu.« Denn es gibt wahrscheinlich nichts, in das man sich nicht einarbeiten kann, sofern man einmal gelernt hat, dabei methodisch vorzugehen. Und so wie ich eigentlich zufällig zu meinem Dissertationsthema gekommen war, kam ich nun auch zufällig zu meiner Lebensarbeit – und war heilfroh darum.

### **Das heißt, Sie begannen direkt nach Ihrer Promotion in Stuttgart am Linden-Museum?**

Ja, ich fing im Januar 1974 an und blieb für 31 Jahre, bevor ich 2005 - gesundheitlich bedingt - in den Vorruhestand ging. Zu diesem Zeitpunkt war ich wirklich sehr angeschlagen, doch inzwischen habe ich mich wieder ganz gut erholt. Ich habe es nie bereut, die Stelle angenommen zu haben, inhaltlich war es ein unglaublich spannendes Gebiet. Was meine Publikationen angeht: Das sieht ja zunächst etwas unsystematisch aus, was auch mit meiner Stelle zu tun hat. Denn im Gegensatz zu meinem Freund und geschätzten Kollegen Koloss, der eine große und gewachsene Sammlung übernahm, bei der er thematisch in die Tiefe forschen konnte, war es meine reizvolle Aufgabe, eigentlich aus dem Nichts ein neues Gebiet aufzubauen. Es gab lediglich eine kleine Expeditionssammlung von Hans Rhotert, mit Materialien zu den östlichen Tuareg, sowie die Sammlung der Stuttgarter Badakhshan-Expedition 1963-64. Doch sind die dazugehörigen Notizen verloren gegangen und so war es eine meiner Aufgaben, die Objekte zu bestimmen und zu sortieren – ich konnte auf diese Weise auch noch einiges Neues zu ihnen herausfinden. Daneben war es, wie gesagt, die Prämisse, eine Orientsammlung aufzubauen, mit einem ganz anderen, weiter gefassten Konzept. Kussmaul bekam zudem schnell mit, dass ich einen praktischen Hintergrund hatte und wollte mich auch für handfeste Dinge einsetzen: 1978 wurde ich Baubeauftragter des Museums. Während er die Verhandlungen mit dem Finanz- und dem Kultusministerium führte, war ich für die Bauverwaltung - Kontakte zu den Firmen, Sicherheitsaspekte, etc. - zuständig. Der Umbau des Linden-Museums war ja praktisch ein Neubau im alten Gehäuse. Wir lagerten einen Teil der

<sup>7</sup> [http://www.germananthropology.com/cms/media/uploads/4e312c8d2e9d4/interview\\_4e38295e2973f.pdf](http://www.germananthropology.com/cms/media/uploads/4e312c8d2e9d4/interview_4e38295e2973f.pdf)

Sammlungen aus, blieben andererseits aber auch vor Ort und zogen mit den restlichen Objekten immer vor den Handwerker her. Das war organisatorisch nicht immer leicht zu bewerkstelligen – und ab 1983 war ich auch Stellvertreter von Kussmaul.

### **Über welchen Zeitraum vollzog sich der Umbau des Linden-Museums?**

Er begann im Jahr 1978. Erdgeschoss und erstes Obergeschoss wurden im Mai 1985 eröffnet; das zweite Obergeschoss, in dem sich die Süd- und die Ostasienabteilung befanden, wurde im Herbst 1986 fertig gestellt. Danach ging Kussmaul in den Ruhestand. Der Umbau dauerte also insgesamt acht Jahre – man konnte ja immer nur Schritt für Schritt bauen, und diese Zeit kostete mich eine Menge graue Haare!

### **Welche Situation fanden Sie vor, als Sie 1974 Ihre Stelle am Linden-Museum antraten?**

Abgesehen von den beiden Sammlungen, die ich gerade erwähnte, gab es noch einige Luristan-Bronzen (Iran 15.-8. Jh. v. Chr.) - ein Steckenpferd von Kussmaul - sowie islamische Keramiken und ein paar frühislamische Metallarbeiten von bescheidener Qualität. Ansonsten fand ich eben die typischen Souvenirs von Orientreisenden des späten 19. Jahrhunderts vor – ich erinnere mich zum Beispiel an ein Messingtablett, auf dessen Rückseite eine Nummer und der Vermerk »Orient/Damaskus-Aleppo-Kairo?« angebracht waren. So etwas kann man eigentlich nur auf den Flohmarkt geben.

Kussmaul erwartete von jedem seiner Referenten, dass ein Konzept für die jeweilige Region erarbeitet wurde. Bei den bestehenden Sammlungen ließ er prüfen, wie und womit sie sinnvoll ergänzt werden können. Das diskutierte er gründlich mit uns. Zudem gelang es ihm, beim Land Baden-Württemberg etwas durchzusetzen, was es bis dato nicht gegeben hatte: einen sehr hohen finanziellen Beitrag für seine Mitarbeiter, um die so genannten Sammlungs- und Dokumentationsreisen unternehmen zu können. Aufgrund solcher Mittel war es mir beispielsweise möglich, in den Jahren von 1975 bis 1977 für mehrere Wochen jährlich nach Marokko zu gehen. Diese Reisen waren wiederum der Tatsache geschuldet, dass es am Linden-Museum auch die schlichte Sammlung eines Herrn von Maur - einem deutschen Generalkonsul in Mogador Ende des 19. Jahrhunderts - gab. Er hatte damals Keramiken aus der laufenden Produktion gesammelt. Da ich diese jedoch eher uninteressant fand, sagte ich mir: »Okay, fahren wir mal nach Marokko und schauen, was es dort sonst noch gibt.« Daraus entstanden dann auch eine Ausstellung mit dem Titel »Aus marokkanischen Bürgerhäusern« sowie ein kleiner Katalog<sup>8</sup>, der mir die Ehre eintrug, dass Ulla Johansen<sup>9</sup> mich als Mitbegründer der deutschen Stadtethnologie bezeichnete.

### **Wie muss man sich diese Reise nach Marokko vorstellen?**

Zunächst fuhr ich mit meiner Familie in den großen Ferien dorthin. So kam man natürlich auch einfacher in Familienhaushalte – ich wollte mir erst einmal ein Bild darüber verschaffen, wie es in den Häusern aussieht, was es an Inventar gibt, was man darüber hinaus in Erfahrung bringen kann. Dann begann ich, systematisch zu sammeln, teilweise bei Privatleuten, teilweise auf dem damals entstehenden Kunst- und Antiquitätenmarkt. Der heute so hohe Preis für marokkanische Keramiken hat damit zu tun, dass ich Herrn Bernd Hakenjos, den damaligen Referenten und späteren Direktor des Deutschen Keramikmuseums Düsseldorf, auf das Thema brachte. Er sammelte noch systematischer und war mit mehr Geldern ausgestattet; seitdem ist das Thema abgegessen. Ich selbst versuchte beim Sammeln immer, antizyklisch zu arbeiten – also den Zügen voraus zu sein.

Für Marokko sprachen damals meines Erachtens zwei Gründe: Zum einen war es zumindest noch Afrika, zum anderen interessierte mich auch, welche schwarzafrikanischen Einflüsse es gibt – und das ist in Marokko, vor allem im Süden des Landes, am fassbarsten. Daraus wurde auch der Schlüssel zu meinen späteren Arbeiten, denn da ich ja vor allem etwas Neues aufbauen musste, konnte ich es mir nicht leisten, lange bei einem Thema zu bleiben. Es war zudem in gewisser Weise einfacher, an Geldern von Sponsoren - wie etwa von Heinz Breuninger, dem Inhaber des gleichnamigen Stuttgarter Kaufhauses - zu kommen, wenn man sagte: »Ich mache etwas zu diesem oder jenem bisher peripheren Thema, es wird außerdem eine Ausstellung und eine Publikation dazu geben.« So wurde Afghanistan mein nächster Schwerpunkt: Es wurden von Kussmaul gesammelte Objekte aufgearbeitet, die vor allem mit dem bäuerlichen Leben zu tun hatten. Daneben hatte ich mit der Beschaffung von Objekten zu tun, die mit dem nomadischen Leben verknüpft waren – aus afghanischen, turkmenischen und usbekischen Gebieten. Gerade der Austausch zwischen diesen Regionen erwies sich als interessantes Feld, denn es kommen - gerade im Usbekischen - chinesische und indische Einflüsse zum Vorschein.

---

<sup>8</sup> Kalter, Johannes, Aus marokkanischen Bürgerhäusern, 1977.

<sup>9</sup> <http://www.germananthropology.com/video-interview/interview-ulla-johansen/92>

### **In Bezug auf Marokko interessieren mich die Kriterien, nach denen Sie sammelten.**

Die Kriterien waren vor allem funktional bestimmt: Erst wurde gezielt städtisches Inventar und Mobiliar erworben. In Marokko wurden damals sehr viele alte Stadtpalais' abgerissen – oder zu Tode modernisiert. Man erneuerte zum Beispiel ein Stadthaus, dessen geschnitzte Architekturteile eigentlich an eine Bar in Casablanca verkauft werden sollten. Ich meinte jedoch, dass die Stücke im Linden-Museum sicher besser aufgehoben seien und konnte erreichen, dass man mit der Lieferung nach Casablanca wartete, bis ich mit einem Restaurator die Objekte sichten konnte. Wir haben dann vor Ort alles dokumentiert, also Abgüsse von den Stuckteilen genommen sowie Fotos und Zeichnungen gemacht. Anschließend haben wir die Objekte nach Deutschland ausgeführt, mit den entsprechenden Genehmigungen. Daraus entstand dann diese hübsche kleine Ausstellung, die sehr gut ankam. Natürlich besteht auch Marokko nicht nur aus Städten, sondern auch aus ländlich-bäuerlichen Gebieten, so dass wir später auch im kleinen und mittleren Atlas Sammelreisen unternahmen.

### **Haben Sie bei diesen Reisen auch Interviews geführt oder Archive besucht, um die jeweiligen Kontexte zu erfassen?**

Ja, allerdings nicht nach einem lehrbuchartig vorgegebenen Schema. Vielmehr habe ich die Leute erzählen lassen, hörte ihnen zu. Dann versuchte ich, sie auf dem Rückweg noch einmal zu besuchen und erneut zu befragen, um die Antworten abzugleichen. In dieser Hinsicht war ich nämlich ein gebranntes Kind, durch meine Arbeit zu den Massai: Da wurden mir bei meinem ersten Aufenthalt bestimmte Dinge erzählt, beim zweiten Besuch dann das genaue Gegenteil. Ich fragte nach, welche Version denn nun zutreffend sei, woraufhin man mir sagte: »Ach weißt du, beim letzten Mal schienst du wenig Zeit zu haben, aber Du warst so nett – und da wollten wir auch nett zu dir sein und haben Dir halt einfach was erzählt.« Ich habe also wirklich die Erfahrung gemacht, dass es sich lohnt, zuzuhören, nachzuhaken und noch einmal wieder zu kommen.

### **Wie sah es denn mit der Entkopplung zwischen Universität und Museum in Tübingen aus?**

Die Beziehung zwischen Stuttgart und Tübingen war immer eine, die eher auf der persönlichen Ebene vorhanden war. Man rief zum Beispiel an und sagte: »Person X interessiert sich für diesen oder jenen Sachverhalt, kann ich sie vorbei schicken?« Von den Mitarbeitern am Linden-Museum war ich jedoch der Einzige, der regelmäßig in Tübingen war. Bis zum Ausscheiden Kussmauls im Jahr 1986 hatte das Tübinger Institut für Völkerkunde auch Dauerleihgaben des Linden-Museums für seine Studiensammlung.

### **Sie nahmen schon früh Lehraufträge in Tübingen wahr und erhielten dort später eine Professur?**

Ja, wie bereits angesprochen übernahm ich ab Wintersemester 1975 bei Thomas S. Barthel eine Reihe von Lehraufträgen. Auch Matthias Laubscher habe ich dort noch erlebt. Zunächst lehrte ich vor allem zu museologischen Fragen, dann zu Regionalthemen oder zu meinen Steckenpferden, wie beispielsweise die Amulette und Talismane – da bin ich ja von Seligmann geprägt. Ich habe auch immer wieder geprüft, wie Menschen reagieren, wenn man ihnen etwas vorführt, das ihnen aus ihrem eigenen Umfeld als einmalig erscheint. Man denke etwa an den christlichen Reliquienkult oder an die Verehrung so genannter islamischer Heiligengräber: Da kann man wunderbare Parallelen aufzeigen, das Ganze wird einfühlbar und verständlich, so dass es nicht mehr nur fremd wirkt. Die Leute beginnen zu verstehen, dass es menschliche Grundängste und Grundbedürfnisse gibt, die weltweit sehr ähnlich sind. Das Aufzeigen dieses Umstands halte ich auch für eine wichtige Aufgabe. Nun will ich nicht die ganze Welt erklären, aber doch zum gegenseitigen Verständnis beitragen.

### **Welche Art von Studenten hatten Sie in der relativ politisierten Zeit von 1975 bis 1978?**

Es gab seitens der Studierenden damals durchaus ein Interesse an der Materiellen Kultur. Da gab es zum Beispiel das Ehepaar Peyer im Hauptfach Indologie. Außerdem lernte ich damals meine spätere und langjährige Mitarbeiterin am Linden-Museum kennen, Frau Margareta Pavaloi. Jetzt leitet sie das Völkerkundemuseum in Heidelberg. Im Schnitt hatte ich fünfzehn bis zwanzig Studierende, die in der Regel über drei oder vier Semester kamen. Die meisten von ihnen verlor ich aus den Augen, als sie den Studienplatz wechselten. 1978 legte ich dann eine Pause an der Uni ein, da meine ganze Kraft für den Umbau des Museums benötigt wurde.

### **Hatte denn das Linden-Museum - außer nach Tübingen - auch Kontakte zu dem Museum in Heidelberg?**

Mit Heidelberg arbeitete ich bis heute viel zusammen, seit Magareta Pavaloi dorthin gewechselt ist. Die nächste mich

interessierende Orientsammlung wäre ich Berlin, aber ich wohne nun mal in Mannheim. Den Kollegen in Heidelberg habe ich die Afrikasammlung aufgearbeitet, dazu ist im letzten Jahr auch ein Buch erschienen.<sup>10</sup> So schließt sich der Kreis.

### **Welche Zusammenarbeit gab es mit dem Reiss-Museum in Mannheim?**

Herr Bischof, der damalige Leiter der Völkerkundeabteilung, war früher regelmäßig bei uns am Linden-Museum, doch in Mannheim hat es seit seinem Ausscheiden Ende der 90er Jahre keine völkerkundliche Ausstellung mehr gegeben.

### **Kehren wir nach Stuttgart zurück. Wie gingen Sie mit den bereits vorhandenen Sammlungen - etwa von Rhotert zu den Tuareg - um? Gerade diese schien ja etwas umfangreicher zu sein.**

Rhotert interessierte sich ja primär für Felsbilder. Seine Tuaregsammlung war also eher ein Nebenprodukt und dementsprechend nicht allzu gut dokumentiert. Übrigens sind die Tuareg im libyschen Fezzan-Gebiet schon eine sehr spezielle Spielart. Ich habe dort jedoch nicht selbst gesammelt, sondern eine sehr breit angelegte Sammlung von einem Reisenden übernommen, die vom westlichen Gebiet der Tuareg bis ins Fezzan reichte. Zudem gab es gezielte Zukäufe von Herrn Göttler aus Freiburg, wodurch die Bestände ergänzt wurden. Göttler war - soweit ich weiß - eigentlich Brauingenieur, hatte aber sein Herz für die Tuareg entdeckt. Er ist unglaublich viel gereist und hat seine Ankäufe stets sehr genau dokumentiert. Gemeinsam mit einem Volontär - Herrn Creyaufmüller, der später zu den mauretanischen Nomaden promovierte - arbeitete ich die Objekte auf; darüber hinaus gab es eine Ausstellung dazu.<sup>11</sup>

Rhotert selbst war damals übrigens nicht sonderlich an seiner Sammlung interessiert, von daher konnten wir uns auch leider nicht darüber austauschen.

### **Welche Rolle spielte Rhotert am Linden-Museum, als Sie Ihre Stelle antraten? Er war bereits 1970 als Direktor in den Ruhestand gegangen und Kussmaul war ja sein Nachfolger.**

Es war lustig: Sobald Kussmaul auch nur einen Tag außer Haus war, kam Rhotert ins Museum, setzte sich an den Direktorenschreibtisch und ließ sich die Post vorlegen – sicher nicht zur Freude von Koloss, der ja formal Kussmauls Stellvertreter war. Irgendwann zog Rhotert dann aus Stuttgart weg, doch vorher war ganz klar: Kussmaul ist weg, Rhotert ist da! Kussmaul hingegen hat nach seinem Ausscheiden das Museum nur noch ein einziges Mal offiziell betreten: Bei der Eröffnung der Usbekistanausstellung im Jahr 1995<sup>12</sup>, zu der ich ihn persönlich abholte.

### **Warum vollzog er Ihrer Meinung nach einen so scharfen Schnitt?**

Weil er enttäuscht war von seinem Nachfolger, Herrn Thiele. Ich hielt es für äußerst ungeschickt, ihm bei seinem Abschied zu sagen: »Wissen Sie Herr Kussmaul, ich will jetzt erst einmal das Haus kennen lernen, die Mitarbeiter selbst einschätzen und von Ihnen für ein Jahr erst einmal nichts sehen.« Kussmaul kam dann wirklich nur noch an Samstagen und erzählte mir später erfreut am Telefon, dass ihn von denen neuen Mitarbeitern und Aufsehern niemand mehr erkannt hätte. Nur die älteren Kollegen, die vielleicht gerade eine Führung machten, wussten noch, wer er war. Übrigens halte ich Führungen für eine der wichtigsten Aufgaben der Museumsarbeit, die vielleicht noch mehr zählt als die Publikationen, denn man erreicht damit mehr Personen in der Breite.

### **Was halten Sie - ganz allgemein gesprochen - für Ihren wichtigsten Beitrag am Linden-Museum?**

Das waren jene Ausstellungen, die weit über das Haus hinaus gewirkt haben, wie beispielsweise »Die Gärten des Islam« im Württembergischen Kunstverein 1993.<sup>13</sup> Bei dieser Ausstellung kooperierten alle Museumsreferate im Haus, in deren Regionen es Muslime gibt. So hatten wir Beiträge aus den Abteilungen Afrika, Süd- und Ostasien, außerdem natürlich aus dem Orientreferat als Hauptträger. Alle Kollegen haben zusammengearbeitet oder Material zur Verfügung gestellt. Damals war auch gerade die Bundesgartenschau in Stuttgart, also zielten wir mit dem Titel auf ein weiter gefasstes Publikum – und das hat auch funktioniert. Auf der metaphorischen Seite waren die Gärten natürlich auch eine Umschreibung für das, was man die »Welten des Islam« nennen könnte.

---

<sup>10</sup> Kalter, Johannes, Afrika. Aus der Sammlung des Völkerkundemuseums der von Portheim-Stiftung, 2010 (mit einem Vorwort von Margareta Pavaloi und Beiträgen von Bernd Leicht).

<sup>11</sup> Creyaufmüller, Wolfgang, Völker der Sahara, Mauren und Twareg, 1979. Siehe außerdem Kalter, Johannes, Schmuck aus Nordafrika, 1976.

<sup>12</sup> Kalter, Johannes, Pavaloi, Margareta (Hgg.), Erben der Seidenstraße. Usbekistan, 1995.

<sup>13</sup> Forkl, Hermann, Kalter, Johannes, Leisten, Thomas, Pavaloi, Margareta (Hgg.), Die Gärten des Islam, 1993.

Weitere wirklich wichtige Ausstellungen waren für mich die große Syrienausstellung<sup>14</sup> sowie meine Abschiedsausstellung »Der lange Weg der Türken«.<sup>15</sup> Da versuchte ich noch einmal, den einzigartigen Ansatz des Linden-Museums - der ja Kussmauls Verdienst war - umzusetzen. Und ich wollte auch klar machen, dass dieser inzwischen leider weitestgehend verloren gegangen ist. Das Linden-Museum ist ja kein Völkerkundemuseum wie andere, vielmehr wurde in seinen Abteilungen sehr bewusst in die historische Tiefe gesammelt. Die Oriensammlung reicht beispielsweise vom 4. vorchristlichen Jahrtausend bis zur Gegenwart; ähnlich sieht es bei der Südasiensammlung mit dem Schwerpunkt Indien und bei der Ostasienabteilung aus. Um sonst das zu sehen, was man im Linden-Museum sehen kann, müsste man in Berlin zum Beispiel ins Museum für Vor- und Frühgeschichte, in die Antikensammlungen, ins Ethnologische Museum und ins Museum für islamische Kunst gehen. In Stuttgart dagegen hatte man alles unter einem Dach.

Kussmaul hat mir das Konzept einmal so erklärt: Er war in Japan zur Neueröffnung des Ethnographischen Museums in Nara zu Gast, wo man versuchte, die deutsche Kultur vermittelt durch Bauern und ihrer Werkzeuge darzustellen - was natürlich ein sonderbares Unterfangen ist! Kussmaul fragte sich, wie sich wohl Asiaten vorkommen müssen, wenn sie nach Europa reisen und in den dortigen Völkerkundemuseen beispielsweise eine Ausstellung zu den Naga sehen, der Hinduismus dabei jedoch gar nicht erwähnt wird. Einfach nur ein paar Utensilien hinzustellen, das kann es also nicht sein!

### **Wenn ich es recht verstehe, hatte Kussmaul also einen Anspruch auf Vollständigkeit.**

Nicht in Bezug auf das Sammeln, sondern in Hinsicht auf die Querschnitte, die man von den verschiedenen Regionen liefert. Ich bin mit ihm auch einer Meinung, wenn es darum geht, dass die Aufspaltung der Museumslandschaft eigentlich ein Ergebnis der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts ist. Warum ist zum Beispiel dieses oder jenes Stück gerade noch im Museum für Islamische Kunst, dann aber auch schon im Museum für Völkerkunde? Wenn dort etwas auftaucht, das älter ist, dann muss man es eigentlich hergeben. Die verschiedenen Foren haben sich ja auch alle gegenseitig beeinflusst, und ich denke, man sollte versuchen, Kultur als Kontinuum im Wandel zu betrachten. Diese Ansicht teilten auch die Kollegen in der Japanologie und Indologie, Klaus Brandt und Gerd Kreisel. Jetzt gibt es am Haus aber niemanden mehr, der das noch so sieht, und das wirklich einmalige Konzept des Linden-Museums droht völlig zu verwässern.

### **Woran liegt das Ihrer Einschätzung nach?**

Kussmauls unmittelbarer Nachfolger Peter Thiele hat das Konzept noch ungefähr begriffen, weil er selbst aus dem Bereich Ostasien kam. Dessen Nachfolger Thomas Michel dagegen hat sich Zeit seines Lebens als Kannibalenspezialist gesehen, und Inés de Castro, die Kollegin, die jetzt die Leitung innehat, bringt leider nur geringe Museumserfahrung mit. Allerdings teile ich nicht den Pessimismus von Hans-Joachim Koloss: Er meint, die Zeit der Museen sei vorbei, neue Medien würden die Inhalte besser vermitteln.<sup>16</sup> Doch man muss natürlich ganz gezielt überlegen, wen man mit welchem Thema ansprechen will. Damit komme ich auch auf jene Abschiedsausstellung zurück – es war für mich begeisternd zu sehen, wie zunächst die „üblichen Verdächtigen“ kamen, zunehmend aber auch türkische Schulklassen und Jugendgruppen aus Mannheim und Karlsruhe, ja sogar aus Frankfurt und München. Am Wochenende, wenn mehr Leute Zeit fürs Museum haben, gab es bis zu acht Führungen. Das ist die Grenze dessen, was man leisten kann. Wir sind auch mit den türkischen Führungen fast nicht mehr hinterher gekommen. Eine solche Resonanz ist natürlich eine sehr erfreuliche Geschichte – und eine Erfahrung, auf der man aufbauen sollte. Die türkischen Besucher sagten oft zu mir, dass sie durch die Ausstellung mehr über ihre Heimat erfahren hätten als in der Heimat selbst.

### **Sehen Sie in dem breiten Ansatz auch heute noch eine mögliche Aufgabe der Museen?**

Auf alle Fälle, das ist eine mögliche Aufgabe – die andere ist es immer noch, jene Leute gezielt vorzubereiten, die in bestimmte Gegenden reisen. So etwas kann das Fernsehen nicht so leicht vermitteln, es liefert ja doch eher nur Hintergründe. Doch wenn ich zum Beispiel weiß, dass eine Gruppe plant in eine Region zu reisen, wo man auch mal auf dem Boden sitzt, dann erzähle ich ihnen, wie man sich als Gast in einem islamischen Land benimmt: Zum Beispiel streckt man, auf dem Boden sitzend, den Leuten nicht die Füße entgegen, man wäscht sich vor dem Essen die Hände, man legt den Koran nicht unterhalb der Gürtellinie ab.

Mir tut heute noch jeder leid, der ein Museum betreten muss, ohne eine Führung zu bekommen. Wenn man das, was in den Führungen erzählt wird, einfach nur an die Wände schreibt, dann liest es niemand. Was die Kataloge angeht, da

<sup>14</sup> Kalter, Johannes, Pavaloi, Margareta, Zernickel, Maria (Hgg.), Syrien. Mosaik eines Kulturraums, 1991.

<sup>15</sup> Kalter, Johannes, Schönberger, Irene (Hgg.), Der lange Weg der Türken. 1500 Jahre türkische Kultur, 2003.

<sup>16</sup> [http://www.germananthropology.com/cms/media/uploads/4e312c8d2e9d4/interview\\_4e38295e2973f.pdf](http://www.germananthropology.com/cms/media/uploads/4e312c8d2e9d4/interview_4e38295e2973f.pdf)

kommen zwar zum Teil noch Jahre später Anfragen von Leuten, an die ich gar nicht gedacht hätte – also nicht nur von Kollegen oder Studenten, sondern auch von Personen, die in gewisse Regionen gereist sind. Doch selbst so erreicht man nicht die Intensität, die im direkten Kontakt mit dem Museumsbesucher entsteht. Dieser Kontakt ist mir wichtig und wurde einer der Gründe, warum ich später auch wieder an die Universität gegangen bin. Der zweite Grund ist folgender: Als Museumsmensch kocht man irgendwann im eigenen Saft, man ist gewissermaßen der Herr der eigenen Welt. An der Uni hingegen gibt es etliche junge Studenten, die frischen Wind mitbringen. Sie hören aufgeschlossen zu, wollen aber auch Belege haben oder zeigen Widersprüche auf. So sehr es für mich von Anfang an wichtig war, mich auf meine Aufgaben am Museum zu konzentrieren, so ungemein Gewinn bringend war es für mich auch, wieder an der Uni präsent zu sein. Dort konnte ich zudem interessierte Personen für die Führungen und Projekte am Museum gewinnen.

**Ist es denn heute für ein Museum noch möglich, eine solche Kontinuität wie am Linden-Museum unter Kussmaul zu bewahren – oder geht mit der neuen Art des Geldeinwerbens auch ein anderes Arbeitsverständnis einher?**

Mit dem Einwerben des Geldes kann man das nicht begründen. Ich habe während meiner aktiven Zeit im Linden-Museum mehr als fünf Millionen Euro eingeworben – und mich dafür nie verbogen. Man muss vielmehr ein überzeugendes Konzept haben und damit dann auch überzeugend sein.

**Gibt es Ihrer Meinung nach in Deutschland noch Museen, die entsprechend der von Ihnen beschriebenen Vorstellungen arbeiten?**

Es ist vielleicht ein bisschen komisch, wenn ich das sage, aber am ehesten arbeitet das viel gescholtene Pariser »Musée du Quai Branly« noch so. Allerdings ist es für meinen Geschmack zu einseitig kunstbetont ausgerichtet. Andererseits bekommt man dort eine Fülle von Informationen.

Was mir dort allerdings fehlt, ist die Möglichkeit, auch mal wieder eine Ausstellung zu einer bestimmten Kleinregion zu machen – oder zu einer einzelnen Ethnie, deren tatsächliches Leben man vermittelt. Es kann nicht immer nur um die kulturellen Highlights gehen, wobei das ja immer noch besser ist als jenes Konzept, das den Köpfen irgendwelcher Museumspädagogen entwachsen ist: Es gibt menschliche Gemeinsamkeiten, und diese gilt es zu vermitteln. Alle Menschen werden geboren, alle Menschen heiraten, alle Menschen müssen essen und etwas anziehen, alle Menschen werden krank, alle Menschen sterben. Das wird dann bunt gemischt und thematisch ausgestellt und so bekommt man kein einziges Bild von irgendeiner Kultur mehr – das kann es doch nicht sein!

**Ist diese neue Herangehensweise eventuell ein zeitbedingtes Phänomen?**

Ja, es ist ein zeitbedingtes Phänomen – und es macht auch alles einfacher, denn man muss sich auf keine Kultur mehr wirklich tief einlassen, sondern kann - wie beim Zappen im Fernsehen - quasi von Blümchen zu Blümchen hüpfen. Ich hoffe jedoch, dass es auch wieder eine Gegenbewegung zu dieser Mode geben wird, denn die Entwicklung vollzieht sich ja oft in „Pendelschlägen“.

**Wie stehen Sie zu der Form des Ausstellens, die nicht nur eine visuelle Vermittlung versucht, sondern beispielsweise auch spezifische Geräusche einbezieht?**

In der Orientabteilung des Linden-Museums gab es ja eine rekonstruierte Bazaarstraße, bei der ich auch gerne klassische Bazaargeräusche einsetzen wollte. Der Personalrat meinte damals jedoch, dass man so etwas der Aufsicht nicht zumuten könne. Als guter Demokrat sagte ich also: »Gut, wenn es für die Mitarbeiter nicht tragbar ist, dann lassen wir es sein.« Ich hätte auch gerne die typischen Bazaargeräusche gehabt, doch das scheiterte natürlich an den Kosten, zumal ich leider keinen Gewürzhändler in meinem Freundeskreis habe. Was mir jedoch missfällt, sind Puppen, die auch noch lebensecht gestaltet sind. Da stelle ich mir immer vor, wie mir zumute wäre, wenn ich durch ein japanisches Museum laufen würde und mich plötzlich meine Großmutter anschaut. Und was Multimediafeatures - also zum Beispiel Überblendshows, Bild- und Filmvorführungen - angeht, so sind diese nützlich, sollten aber dezent und von der Ausstellung getrennt eingesetzt werden. Auf diese Weise gibt es die Möglichkeit, Informationen ergänzend zu sich zu nehmen. Als die Planung zum Umbau des Linden-Museums begann, wurde gerade das Römisch-Germanische Museum in Köln eröffnet. Ich fuhr also hin, schaute mir alles ganz bewusst an und bewegte mich in den Räumen. Die Besucher liefen jedoch nur von einem Bildkasten zum nächsten, vorbei an den Vitrinen, in denen auch etwas ausgestellt war. So sollte es nicht sein. Vielmehr muss man die Dinge einzeln leben lassen. Wenn man andererseits zum Beispiel eine Ausstellung von Instrumenten hat und sich die einzelnen Klänge per Kopfhörer anhören kann, ohne die anderen Betrachter zu stören, dann ist das zweifelsohne eine gute Sache. Man muss das also differenziert betrachten. Hinzu

kommt die leidvolle Erfahrung, dass die ganzen technischen Medien immer genau am Wochenende ihre Dienste versagen. So etwas ist natürlich ärgerlich und die Wiederherstellung des gewünschten Zustands ist mit einigem Aufwand verbunden.

Ich bin auch mal gespannt, wo es für das Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museum hingeht – sie hatten zwar einige erfolgreiche Ausstellungen, doch wenn ich die Staufer-Ausstellung von 2010 mit der Staufer-Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart 1974 vergleiche, dann sehe ich einen massiven Qualitätsverlust.

### **In welcher Hinsicht?**

Die neue Ausstellung war viel oberflächlicher. Wenn im Titel »Staufer« steht, dann sollte es thematisch auch um Staufer gehen – man sollte nicht versuchen, einfach die Räume zu füllen mit allem, was ungefähr aus dieser Zeit stammt und passend gemacht wurde. Außerdem sollte man mit saubereren Begrifflichkeiten arbeiten. Meine Frau ist Mittelalterhistorikerin und Islamwissenschaftlerin, sie hatte ein Semester zuvor über Sizilien gearbeitet und mit Mühe versucht, ihren Studenten den Begriff »Sarazenen« zu erklären. Dann geht sie in diese Ausstellung und findet ein terminologisches Chaos vor.

In Mannheim kauft man sich den Sachverstand ja von außen ein. Es sind meist schlecht bezahlte Magisterabsolventen, die die Hauptarbeit leisten. Dann gibt es ein paar Ordinarien und wissenschaftliche "Schnelldenker", die ihren Namen dafür hergeben, sich aber nie ernsthaft Gedanken über Museumsdidaktik gemacht haben. Natürlich sind beispielsweise mittelalterliche Urkunden äußerst spannend, doch wenn man zwanzig davon nebeneinander legt, die sich für den aufmerksamen Durchschnittsbesucher nur durch das anhängende Siegel unterscheiden, und inhaltlich nicht wirklich erklärt werden, dann kann man es auch sein lassen. Generell bereitet es mir Sorge, dass immer mehr Bereiche ausgelagert werden: Man kauft sich jemanden für die Öffentlichkeitsarbeit, man vergibt Aufträge an Marketingfirmen, etc. Die eigentliche Museumsarbeit sollen dann Leute erledigen, die keine Expertise haben und keinerlei Kontinuität aufweisen. Ein Museum lebt ja von der Kontinuität, man muss dort in Generationen denken.

### Publikationen von Johannes Kalter (Auswahl):

- Schmuck aus Nordafrika, 1976.
- Aus marokkanischen Bürgerhäusern, 1977.
- Die Materielle Kultur der Massai und ihr Wandel, 1978.
- Aus Steppe und Oase. Bilder turkestanischer Kulturen, 1983.
- Swat. Bauern und Baumeister im Hindukush, 1989 (mit Beiträgen von Jörg Drechsel, Viola Förster-Lühe, Jürgen Frembgen, Dietrich von der Lühe, Margareta Pavaloi).
- mit Pavaloi, Margareta, Zernickel, Maria (Hgg.), Syrien. Mosaik eines Kulturraums, 1991.
- mit Forkl, Hermann, Leisten, Thomas, Pavaloi, Margareta (Hgg.), Die Gärten des Islam, 1993.
- mit Pavaloi, Margareta (Hgg.), Erben der Seidenstraße. Usbekistan, 1995.
- mit Schönberger, Irene (Hgg.), Der lange Weg der Türken. 1500 Jahre türkische Kultur, 2003.
- Afrika. Aus der Sammlung des Völkerkundemuseums der von Portheim-Stiftung, 2010 (mit einem Vorwort von Margareta Pavaloi und Beiträgen von Bernd Leicht).